

Stephan Klecha · Wolfgang Krumbein (Hrsg.)

Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem
Nachwuchs

VS RESEARCH

Stephan Klecha
Wolfgang Krumbein (Hrsg.)

Die Beschäftigungs- situation von wissenschaftlichem Nachwuchs

Mit einem Geleitwort von Petra Maria Jung

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Das dieser Veröffentlichung zugrundeliegende Vorhaben wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen M186900 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Herausgebern.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Christina M. Brian / Anita Wilke

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-15908-9

Inhaltsverzeichnis

<i>Petra Maria Jung</i> Geleitwort.....	7
<i>Stephan Klecha / Wolfgang Krumbein</i> Vorwort	9
<i>Stephan Klecha / Melanie Reimer</i> Wissenschaft als besonderer Arbeitsmarkt	13
<i>Ursula Birsl</i> Das Alles-oder-Nichts-Prinzip	89
<i>Frank Möbus</i> „Lasciate ogni speranza“	121
<i>Klaus Dörre / Matthias Neis</i> Forschendes Prekariat?	127
Autorenverzeichnis	143

Geleitwort

Das Thema „Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“ wurde in den vergangenen Jahrzehnten intensiv diskutiert. Zu diesem Thema existieren eine Vielzahl an Studien, Stellungnahmen und Empfehlungen der verschiedenen Akteure. So zieht sich das Thema wie ein roter Faden u.a. durch die Entschlüsse der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) und die Veröffentlichungen des Wissenschaftsrates. Dem schließt sich der hier veröffentlichte Sammelband zum wissenschaftlichen Nachwuchs und dem Umgang mit unsicherer Beschäftigung nahtlos an. Die hier dargestellten qualitativen Forschungsergebnisse zur Beschäftigungssituation junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Fachdisziplinen geben uns wichtige Einblicke und Hinweise auf künftige Förderstrategien.

Die Wurzeln des heutigen Förderungssystems für den wissenschaftlichen Nachwuchs reichen weit in die 1980er Jahre zurück. Gleiches gilt für manche Aspekte der aktuellen Debatte, wie der über das Pro und Contra strukturierter Doktorandenausbildung und der darin enthaltenen Frage, ob es sich bei der Promotionsphase um die letzte Phase der Ausbildung oder die erste Phase einer wissenschaftlichen Tätigkeit handelt. Generell verbindet sich die Nachwuchsthematik mit Fragen des künftigen Bedarfs an Hochschulpersonal und seiner Deckung. Künftigen Promovierenden sollte aber auch klar sein, dass eine Dissertation nicht nur die wissenschaftliche Befähigung des Kandidaten auszeichnet, sondern auch seine sonstigen Schlüsselqualifikationen, die ihm oder ihr dann auch Berufswege außerhalb der Hochschulen eröffnen sollen. Ein heutiger Promovend/Promovendin sollte sich deshalb nicht nur Türen in die Wissenschaft offen halten, sondern ebenfalls bereit sein, andere Berufslaufbahnen z.B. in der Wirtschaft ins Auge zu fassen, auch um prekäre Beschäftigungssituationen frühzeitig zu vermeiden.

Eine maßgebliche Voraussetzung dafür, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im deutschen Wissenschaftssystem ihren Karriereweg einschlagen, bzw. nach Rückkehr aus einem anderen System weiter verfolgen, sind gute Beschäftigungsbedingungen, die einerseits eine attraktive Bezahlung ermöglichen und andererseits Mobilitätshindernisse vermeiden.

Die zunehmende Internationalisierung aller Wissenschaftsbereiche führt zu neuen Anforderungen und auch Gestaltungsmöglichkeiten in der Ausbildung des

wissenschaftlichen Nachwuchses. Ein wichtiger Aspekt der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses betrifft den internationalen Austausch junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler: Mobilität über Ländergrenzen hinweg ist ein hoher Wert für unsere Hochschul- und Forschungslandschaft. Es bleibt aber parallel eine zentrale Aufgabe, Bedingungen zu schaffen, damit die besten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler in Deutschland ein attraktives Forschungsumfeld finden und in Deutschland gehalten oder nach Deutschland zurück gewonnen werden.

Wir brauchen in Deutschland ein attraktives und konkurrenzfähiges Wissenschaftssystem. Die Voraussetzung dafür ist die bestmögliche Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Das bedeutet auch, Lösungen zu finden, wie wir dem wissenschaftlichen Nachwuchs mit berechenbaren Karrierewegen frühzeitig attraktive Perspektiven in Wissenschaft und Forschung bieten können. Wir müssen mehr junge Männer und vor allem mehr junge Frauen für eine Tätigkeit in den Hochschulen und Forschungseinrichtungen begeistern. Es gilt, wissenschaftliche Qualifizierung, Exzellenz und ein angemessenes Maß an Planbarkeit erfolgreich mit mehr Selbständigkeit und größerer Freiheit in Wissenschaft und Forschung zu verbinden.

Die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland muss transparenter und berechenbarer werden, damit noch mehr junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Deutschland in der Wissenschaft verbleiben und exzellente Leistungen erbringen können. Das bedeutet aber auch, dass alle neuen Fördermaßnahmen noch zielgenauer auf junge Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler ausgerichtet werden müssen. Wichtige Impulse erwarten wir uns durch eine Verstärkung der Hochschulforschung und die regelmäßige Berichterstattung im Bundesbericht zur Förderung des Wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWiN) und einem neu einzurichtenden Kommunikations- und Informationssystem für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Bestehende Defizite auch unseres Fördersystems müssen behoben und neue Maßnahmen eingesetzt werden, um die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler noch besser zu fördern.

Das Ziel der Bundesregierung ist es, ein transparentes, effizientes und aufeinander abgestimmtes System der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland zu etablieren. Das kann nur gelingen, wenn alle Verantwortlichen in Bund und Ländern, in Stiftungen und in der Wirtschaft daran mitwirken.

Petra Maria Jung

Vorwort

Die Leiden der jungen Wissenschaftler/innen

Johann Wolfgang Goethe schrieb im Laufe seines Lebens zwei besonders herausragende Werke: In seiner frühen Phase, im Sturm und Drang, beschrieb er in den Leiden des jungen Werther die Melancholie eines unglücklich Verliebten, der seinem Leben vorzeitig ein Ende setzte. Bestürzend auch Goethes anderes großes Opus, der Faust, in dem mehrere Tragödien sich in dem Werk zu einer schillernden Geschichte verbinden. Eine Tragödie sei dabei herausgegriffen, die Gelehrtentragödie. Der Gelehrte Heinrich Faust muss am Ende seines langen Forscherdaseins erkennen, dass er nicht ergründen konnte, was die Welt im Innersten zusammenhält, was ihn beinahe in den Tod stürzen lässt.

Heute erleben Nachwuchswissenschaftler zwar auch Lebenskrisen wie Werther oder verzweifeln an den Möglichkeiten ihrer Fachdisziplin wie Faust, doch haben sich die meisten Wissenschaftler mittlerweile damit abgefunden, dass sie keine allumfassende Erkenntnis schaffen können und dass ihr Streben danach letztlich unerfüllt bleiben wird. Insofern geht es Wissenschaftlern heute besser als Heinrich Faust und doch durchleiden sie in ihrer Qualifikationsphase eine Schwebephase, in der sie lange Zeit nicht wissen, welche Folgen ihr Streben haben wird. Sie verdingen sich in Projekten, deren Folgefinanzierung fraglich ist. Sie promovieren und habilitieren und stehen am Ende möglicherweise doch mit Mitte 40 als Berufsanfänger auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, für den sie überqualifiziert, überspezialisiert und möglicherweise auch bereits zu alt sind. Die schöne Welt der Wissenschaft, sie wird für diesen Kreis schnell zur Sackgasse.

Auf der anderen Seite sehen wir ein Hochschulsystem im Umbruch. Noch vor wenigen Jahren kritisierte der damalige niedersächsische Wissenschaftsminister Thomas Oppermann, dass die Hochschullandschaft nivelliert sei, dass sie keine Innovationskultur und Risikobereitschaft besitze und sich ein „System organisierter Gleichgültigkeit“ herausgebildet habe (Oppermann 2002). Oppermann und andere Wissenschaftsminister machten sich ans Werk und warfen die Hochschulen aus ihrer angeblichen Lethargie. Seitdem verwenden die Hochschulen einen immensen Aufwand an Personal- und Sachressourcen, um neue Studiengänge einzurichten, um Forschungsgelder einzuwerben, Evaluationen vorzunehmen, Strukturentwicklungsberichte zu verfassen und für die ständig wach-

senden Anforderungen an ein ‚modernes‘ Steuerungssystem die passenden Leistungsdaten bereit zu halten. Für den Fall, dass es die Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen schaffen, durch das Dickicht von Finanzierungsmodellen und Exzellenzbewerbungen durchzudringen, ergeben sich mitunter günstige Arbeitsbedingungen. Die *Exzellenzinitiative* schuf ausgewählten Wissenschaftsstandorten die Möglichkeit sich auf verschiedene Art und Weise zu profilieren, neue Strukturen aufzubauen und der chronischen Unterfinanzierung mancher Fächer und Fakultäten entgegenzuwirken. Alle Hochschulen nahmen im Zuge knapper Haushaltsmittel in den letzten Jahren Restrukturierungen vor, die teilweise zur Schließung von Einrichtungen geführt haben. Parallel dazu stiegen alle Hochschulen durch den Bolognaprozess in eine weit reichende Reform der Studienprogramme ein, welche mittelbar erste Auswirkungen auf die wissenschaftliche Qualifizierung haben.

Strukturierte Promotionsprogramme und Graduiertenschulen versprechen eine Abkehr vom Typus des jungen Wissenschaftlers, der in seinem Studierzimmer nicht vorwärts kommt, lange bis zum Abschluss seiner Promotion braucht und überdies im Wissenschaftsbetrieb nicht hinreichend angebunden ist. Juniorprofessuren, so die Hoffnung, ermöglichen dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine ganz neue Einstiegsmöglichkeit.

Die Universitäten haben sich dem ihnen verordneten Wettbewerb unterworfen und sind heute als Organisationen im Umbruch anzusehen. Doch wie steht es um den wissenschaftlichen Nachwuchs selbst? Gelingt es dem Wissenschaftssystem tatsächlich, die besten und klügsten Köpfe für eine Wissenschaftslaufbahn zu gewinnen? Erreichen die Umstrukturierungs- und Fördermaßnahmen nur eine kleine Anzahl privilegierter jüngerer Wissenschaftler oder sind größere Ausstrahlungseffekte zu erwarten? Unsere pessimistische Ausgangsthese vor der Durchführung der in diesem Band abgedruckten Studie war, dass ein nicht unwesentlicher Anteil an Wissenschaftlern verunsichert ist und es wegen der unklaren Karrierechancen auch bleibt. Möglicherweise misstrauen nicht wenige den Versprechungen oder lassen sich durch missglückte Karrieren eher demotivieren. Wir waren uns dabei nicht sicher, ob diese These, die rein aus der Anschauung im erweiterten Nahbereich unseres Faches, der Politikwissenschaft an der Universität Göttingen, erwuchs und somit einer breiteren empirischen Grundlage entbehrte, wirklich ihre Berechtigung finden würde. Deswegen wollten wir grundlegend nach den Lebens- und Arbeitsbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses fragen. Mit der freundlichen und großzügigen Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung konnten wir an unserem Institut eine Studie durchführen, die diese empirische Grundlage in Ansätzen schaffen

sollte. In diesem Sammelband legen Stephan Klecha und Melanie Reimer die Ergebnisse dieser Untersuchung vor. Sie kommen zu dem bemerkenswerten Befund, dass die Wissenschaftslandschaft ausgesprochen vielschichtig ist. Einige der gebildeten Typologien machen deutlich, dass einige Nachwuchswissenschaftler sich mit dem Qualifizierungssystem bestens arrangieren können, entweder weil sie keine Wissenschaftsorientierung haben oder weil sie tatsächlich die gegenwärtigen Anforderungen an den wissenschaftlichen Nachwuchs verinnerlichen. Wiederum andere frustriert der Rückblick auf ihre bisherige Laufbahn. Dazwischen wird eine fragile Mitte identifiziert. Hierbei handelt es sich um Wissenschaftler, die ihre eigenen Zukunftsaussichten an der Hochschule ambivalent beurteilen, die nachdenken, die grübeln, die unsicher sind, die gleichermaßen optimistisch und pessimistisch dreinblicken, wenn sie ihre Lage reflektieren. Diese ambivalente Gruppe wirft offenkundig eine Reihe von Fragen auf, welche die Politik sich stellen muss, will sie künftig sicherstellen, dass tatsächlich die wissenschaftlichen Talente in der Wissenschaft verbleiben.

Wir führten im Rahmen der Untersuchung mit Unterstützung und Beteiligung unseres Zuwendungsgebers einen Workshop durch, bei dem wir die Gelegenheit nutzten, unseren theoretischen Analyserahmen sowie die Fachspezifika zweier der von uns untersuchten Fächer näher zu beleuchten. Diese Beiträge haben wir in diesen Sammelband aufgenommen. Ursula Birsl und Frank Möbus liefern wichtige Überlegungen zu ihren Fachdisziplinen Politikwissenschaft und Germanistik, sodass deutlich wird, dass der von uns gewählte regionale Blick auf einzelne universitäre Wissenschaftsdisziplinen durchaus mehr liefert als bloße Momentaufnahmen. Klaus Dörre und Matthias Neis von der Universität Jena gehen in ihrem Beitrag nochmals vertiefend auf den Analyserahmen ein, der unserer Studie mit zugrunde lag. Deutlich wird dabei, dass dieser Analyserahmen sehr anschlussfähig sowohl für den Wissenschaftsbereich als auch für die weitere Hochschulforschung ist.

Wir sehen, die Leiden der jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind es wert, von sehr verschiedenen Seiten betrachtet zu werden. Es wird sich zeigen, wie die politischen Entscheidungsträger unsere Impulse und den vom BMBF demnächst vorzulegenden Bundesbericht zur Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses aufnehmen. Wir freuen uns jedenfalls auf eine weiter gehende und fruchtbare Diskussion.

Zu danken haben wir unserem Zuwendungsgeber, dem Bundesministerium für Bildung und Forschung, namentlich Petra Maria Jung, die freundlicherweise auch ein Geleitwort für diesen Band verfasste, und Hendrik Vogt. Des Weiteren danken wir Elina Priedulena und Niki Schliebs, die als studentische Hilfskräfte

engagiert mitgeholfen haben, dass die Studie entstehen konnte. Für den sachlichen Rat und die konstruktive Kritik danken wir Jürgen Wilhelm. Unterstützung im Institut lieferten Petra Füllekrug und Martin Kathenbach. Schließlich bedanken wir uns beim VS Verlag für Sozialwissenschaften, namentlich Christina M. Brian und Anita Wilke, die das Lektorat übernommen haben.

Stephan Klecha / Wolfgang Krumbein

Literatur

Oppermann, Thomas 2002: Vom Staatsbetrieb zur Stiftung – Impulse für neue Hochschulen, in: ders. (Hrsg.), Vom Staatsbetrieb zur Stiftung, Moderne Hochschulen für Deutschland, Göttingen, S. 10-25.

Wissenschaft als besonderer Arbeitsmarkt Grundtypologien des Umgangs mit unsicherer Beschäftigung beim wissenschaftlichen Personal

Stephan Klecha / Melanie Reimer

In seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ bezeichnete Max Weber einst das akademische Leben mit dem Streben auf eine Professur als „Hazard“ (Weber 1930). Weber sprach dabei von den Unsicherheiten, Unwägbarkeiten und biographischen Brüchen, welche die Laufbahn eines Wissenschaftlers begleiten. Auch mehrere Jahrzehnte nach Webers Vortrag ist das Hochschulwesen hiervon geprägt und so finden sich vielfach unetworfene Beschäftigungsverläufe von Wissenschaftlern. In staatlichen oder staatlich geförderten Forschungseinrichtungen überwiegen bei den wissenschaftlich Beschäftigten Anstellungen mit befristeten Verträgen. Auch Werkverträge und Scheinselbstständigkeit sind anzutreffen (Matthies 2005: 151). Der Wissenschaftsrat stellte jüngst fest, dass 75 % der 106.500 wissenschaftlichen Mitarbeiter an deutschen Hochschulen befristete Beschäftigungsverhältnisse besitzen (Wissenschaftsrat 2007: 11). Auf dem Gesamtarbeitsmarkt sind lediglich 9,7 % aller Arbeitsverhältnisse befristet, allerdings ist hier eine steigende Tendenz festzustellen (Dietz/Walwei 2007a: 194). Auffällig ist schließlich die Teilzeitquote bei wissenschaftlichen Mitarbeitern. So sind 39 % aller entsprechenden Beschäftigungsverhältnisse an deutschen Hochschulen Teilzeittätigkeiten (Wissenschaftsrat 2007). Obwohl seit der Wiedervereinigung die Teilzeitquote auf dem Gesamtarbeitsmarkt insgesamt stark angestiegen ist, liegt diese mit 32,4 % (Dietz/Walwei 2007a: 191) immer noch signifikant niedriger als im Wissenschaftsbereich.

Dieser Befund offenbart eine Besonderheit des Wissenschaftssektors im Vergleich zum Gesamtarbeitsmarkt, in welchem der Status des so genannten Normalarbeitsverhältnisses bei allerdings erheblichen geschlechts-, regional- und sektorspezifischen Unterschieden dominiert (Müller 2004: 277f.; Knuth u.a. 2002: 322f; Wagner 2000: 222f.; Bartelheimer 2005). Unter Normalarbeitsverhältnis ist ein abhängiges Arbeitsverhältnis zu verstehen, welches unter den Bedingungen eines dauerhaften Anstellungsverhältnisses in Vollzeitbeschäftigung mit sozialer und tarifrechtlicher Absicherung abgeschlossen wurde (Hoffmann/Walwei 1998: 410; grundlegend auch Mückenberger 1985). Dabei kommt es nicht allein auf die empirische Häufigkeit, sondern auch auf die normativen

Erwartungen von Gesellschaft, Politik und Rechtssystem an (Blanke 2007: 60). Hiervon abweichende Formen der Erwerbstätigkeit sind demnach entweder unerwünscht oder verlangen nach spezifischen Formen der Regulierung. Phasenweise (auftretende) atypische Beschäftigung kann allerdings gleichermaßen zur Integration in eine dauerhafte und standardisierte Erwerbstätigkeit beitragen, beziehungsweise wird in einigen Fällen gar als deren Voraussetzung angesehen (Minks/Schaeper 2002; Schreyer 2001; Holtkamp 2000; s.a. Moncel/Rose 1995). In diesem Zusammenhang wird von „Karrieremobilität“ gesprochen, welche darin besteht, dass unterwertige oder prekäre Tätigkeiten zeitlich begrenzt deswegen in Kauf genommen werden, da man annimmt, dass sie sich langfristig und nachhaltig in Form einer besseren, also sicheren Stellung rentieren werden. (Büchel 1996: 280).

Im Wissenschaftsbereich lassen die überaus hohen Befristungs- und Teilzeitquoten darauf schließen, dass das Normalarbeitsverhältnis als empirischer Fakt eindeutig keine dominierende Rolle spielt und eben nicht die Norm, sondern die Ausnahme darstellt. Dabei handelt es sich auch nicht ausschließlich um kurzfristige Karrieremobilität. Bei einer Auswertung der Daten des Mikrozensus stellten Kerstin Janson, Harald Schomburg und Ulrich Teichler fest, dass selbst die promovierten Wissenschaftler an den Hochschulen in höherem Maße von Befristung betroffen sind als diejenigen Promovierten außerhalb der Hochschule (Janson u.a. 2007: 112f.). Das bedeutet, dass es sich bei Karrieren im Hochschulbereich anscheinend nicht nur um kurzzeitige, sondern um sehr viele längerfristige Übergangslagen handelt. Jürgen Enders spricht in diesem Zusammenhang davon, dass, auf den Geltungsanspruch des Normalarbeitsverhältnisses bezogen, der Wissenschaftssektor eine „exterritoriale Zone“ sei (Enders 2003: 257). Fraglich ist, ob das Abweichen vom Normalarbeitsverhältnis und die Formen atypischer Beschäftigung bei wissenschaftlichen Mitarbeitern als prekäre Beschäftigungsform zu problematisieren ist, wie es der verstorbene französische Soziologe Pierre Bourdieu mit Blick auf das Erodieren stabiler Erwerbsbiografien getan hat (Bourdieu 1998). Dazu wollen wir im Rahmen dieser Untersuchung den Umgang des wissenschaftlichen Nachwuchses mit unsicherer Beschäftigung erforschen. Zunächst gilt es dabei, sich des Begriffs prekärer Beschäftigung bewusst zu machen.

1 Prekaritätsdiskurs und die Arbeit im Wissenschaftsbereich

In der Literatur wird sehr unterschiedlich definiert, welche Art von Abweichung vom Normalarbeitsverhältnis nun letztlich als prekär bezeichnet werden soll. In

einer Literaturstudie klassifiziert Ulrike Kress all diejenigen Tätigkeiten als prekär, die keine Existenzsicherung des Einkommens zuließen (Kress 1998: 492). Weiter geht Michael Vester: Er bezieht die Prekarität zum einen auf einen relativ zu anderen Arbeitsverhältnissen niedrigeren Standard in den Arbeitsbedingungen und zum anderen auf die Labilität der sozialen Lage, welche durch alltägliche Schicksalsschläge ein Absinken unterhalb die Armutsschwelle möglich werden lasse (Vester 2001: 90f.). Sogar drei Dimensionen macht Nicole Mayer-Ahuja auf. Neben der materiellen Prekarität müsse die rechtliche Prekarität, in Form geringerer, oder gar fehlender arbeits- und sozialrechtlicher Standards, gesehen werden. Schließlich bestehe ein betriebliches Prekaritätspotenzial in Form fehlender Integration in die betrieblichen Strukturen und Schutzmechanismen (Mayer-Ahuja 2003: 52f).

Etymologisch-materialistisch geht Dirk Hauer vor, der auf die aus der Unsicherheit und der Widerruflichkeit der gesellschaftlichen Reproduktionsbedingungen herrührenden Problematiken hinweist (Hauer 2007). Besonders umfassend ist die Verwendung des Prekaritätsbegriffs bei Jan Berting. Demnach werde eine Kultur der Prekarität durch die Unsicherheiten der modernen Arbeitswelt geschaffen, wobei die Armen und sozial Ausgeschlossenen hiervon besonders betroffen, und die Arbeitnehmer in gesicherten Positionen hiervon bedroht seien (Berting 1998: 8). Ähnlich gehen Matthias Knuth u.a. vor; sie fokussieren sich dabei hauptsächlich auf die betriebliche Ebene, in dem sie die Trennung von (gesicherten) Stamm- und (prekären) Randbelegschaften thematisieren (Knuth u.a. 2002: 314); weswegen in ihrer Analyse auch Teilzeitarbeit einem „pluralisierten Normalarbeitsverhältnis“ zugerechnet wird (320, 344, 355). Bernd Keller und Hartmut Seifert haben kürzlich eine arbeitsmarktzentrierte Definition vorgelegt und als Kriterien subsistenzsicherndes Einkommen, Integrationsgrad in die sozialen Sicherungssysteme, Beschäftigungsstabilität und Beschäftigungsfähigkeit benannt, dabei allerdings bewusst auf eine Gewichtung der einzelnen Kriterien verzichtet (Keller/Seifert 2007: 20f.).

1.1 Erosion und Stabilität

Die vielen Definitionen des Normalarbeitsverhältnisses führen dazu, dass sich bei Längsschnittbetrachtungen je nach Definitionsvariante durchaus sowohl eine Erosion, als auch eine Stabilisierung des Normalarbeitsverhältnisses im Ergebnis darstellen lässt (vgl. Wagner 2000: 208ff; siehe auch die Befunde bei Erlinghagen/Knuth 2004). Vielfach wird auch dargelegt, dass die absolute Zahl von Normalarbeitsverhältnissen konstant geblieben sei, die Zunahme der Erwerbsbe-

teilung in den letzten Jahren jedoch nicht von diesem absorbiert werden konnte, so dass neue Beschäftigungsmöglichkeiten nur in der Form atypischer Beschäftigung entstanden seien (Frey u.a. 2004: 274). Die Tatsache, dass unverändert ein großer Teil der Arbeitsverhältnisse als Normalarbeitsverhältnis betrachtet werden kann, darf aber wiederum nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Zuwachs atypischer und prekärer Beschäftigungsverhältnisse „Prekarisierungstendenzen“ im Normalarbeitsverhältnis mit sich bringt (Meyer-Ahuja 2003: 45), beziehungsweise dazu beiträgt, dass die Angst vor einem sozialen Abstieg bei allen Arbeitnehmern zunimmt (Dörre 2006: 9).

In den letzten Jahren hat die Sozialwissenschaft verstärkt den Versuch unternommen, die theoretische Konstruktion von Prekarität empirischen Untersuchungen zugänglich zu machen. Dabei sind mehrdimensionale Modelle entwickelt worden, welche versuchen sowohl objektive, wie subjektive Elemente einzubeziehen (Betzelt 2006, Leiva 2006, Dörre 2006). Subjektive Elemente spielen in der Debatte um prekäre Beschäftigung insofern eine wichtige Rolle, als dass sich bei der Prekarität eben nicht um eine Form absoluter Verelendung, sondern um „eine relationale Kategorie“ (Dörre 2007: 57) handelt, bei der die Relation zum Normalarbeitsverhältnis zwar ein zentraler, jedoch nicht der einzige Gesichtspunkt ist. Auch die gesellschaftliche und die individuelle Verarbeitung von prekären Lebenslagen muss dabei als ebenso wichtiges Element mitgedacht werden. Vor allem gilt es zu prüfen, ob es Formen der Absicherung atypischer Beschäftigung gibt, die das Potential zur Prekarität begrenzen.

1.2 Operationalisierung für den Wissenschaftsbereich

Eine wichtige Überlegung liefert dabei der Ansatz von Robert Castel dar (Castel 2000). Castel stellt für die französische Gegenwartsgesellschaft einen Zusammenhang aus Position im Arbeitsleben, Teilhabe an Netzen primärer Sozialbeziehungen und den Sicherungssystemen fest (Castel 2000: 13). Hieraus folgt bei Castel die Konstruktion von Zonen sozialer Kohäsion. Die Zonen stellen ein formales, nicht statisches Analyseraster dar, das sich nicht genau mit sozialer Schichtung deckt (ebd.). Hierbei steht eine Zone der Integration, mit festen, stabilen und gesicherten Arbeitsverhältnissen, einer Zone der Entkopplung gegenüber, in der sich arbeitsmarktferne Personen befinden. Dazwischen wird eine Zone der Instabilität, der Verwundbarkeit, eben der Prekarität, ausgemacht.

Aufbauend auf diesem Modell dreier, aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung herrührenden Zonen haben Ulrich Brinkmann, Klaus Dörre, Silke Röbenack, Klaus Kraemer und Frederic Speidel den gegenwärtig vielleicht ambitio-